Ein Ort des Wandels : rund ums Schällemätteli

Autor(en): **Währen, Sabine**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): **- (2011)**

Heft 2: **Schwerpunkt : St. Johann**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-842870

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ein Ort des Wandels

Rund ums Schällemätteli

[sw.] Unter dem Druck der Industrialisierung breitete sich die Stadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schlagartig über die bis dahin weitgehend unangetastete Befestigungsanlage aus. Nichts lag näher, als diese neu gewonnenen, zentrumsnahen Grundstücke in Staatsbesitz zu nehmen und für den Aufbau einer modernen städtischen Infrastruktur zu nutzen. So häuften sich öffentliche Einrichtungen wie Spitäler, Schulen oder Gefängnisse auf den alten Wällen und ihrem Vorland. Spätere Entwicklungsschübe legten weitere Gürtel um die Stadt.

Etwas mehr als 165 Jahre ist es her: Man schrieb den 11. Dezember 1845, als die schweizerische Eidgenossenschaft die Eröffnung ihres ersten Bahnhofes feierte. Es brauchte Jahre, bis auch die von ängstlichem Pessimismus befangene Opposition bereit war, der Technik die Tore der Stadt Basel zu öffnen und bis die von wirtschaftlichen, militärischen und politischen Erwägungen durchsetzte Frage, ob der Bahnhof innerhalb oder ausserhalb der Stadtbefestigung zu stehen kommen sollte, geklärt war. Warnende Stimmen meinten sogar, man würde mit diesem französischen Dampfross unter Umständen ein trojanisches Pferd in die Stadt schleusen. Selbst die Neue Zürcher Zeitung war der Ansicht, mit diesem grenzüberschreitenden Vorhaben ziehe eine eidgenössische Stadt französische Uniformen an. Nach mehrtägiger, hitziger Debatte beschloss der Grosse Rat aller Unkenrufe zum Trotz die Weiterführung der Eisenbahn Strassbourg-St. Louis nach Basel und den Bau eines Bahnhofs, des ersten auf Schweizer Boden überhaupt, und zwar, wenn auch knapp, intra muros. Die Stadt erklärte sich bereit, das nötige Grundstück, die Wasserzufuhr und den Ausbau des Strassennetzes nach der Innenstadt zu übernehmen. Die Bahngesellschaft musste im Gegenzug das Bahntrassee, das Eisenbahntor und den Bahnhof finanzieren. Gewisse Bedenken bereitete in Bezug auf den Bahnbetrieb die Ankunftszeit des ersten Zuges, die auf neun Uhr morgens festgesetzt war, denn der Lärm und der Umtrieb – so die Befürchtung – könnten an Sonntagen den Gottesdienst stören.

Dann, am 15. Juni 1844, endlich der grosse Tag: Noch vor der legendären «Spanischbrötlibahn», die zwischen Zürich und Baden verkehrte, dampfte mit der von St. Louis kommenden Lokomotive «Napoléon» zum ersten Mal ein Zug über schweizerischen Boden, allerdings nicht durch das Eisenbahntor, welches noch nicht fertiggestellt war. Die Fahrt endete am Anfang der heutigen Vogesenstrasse vor einem kleinen Stationsgebäude, einer eilends zusammengezimmerten Holzbaracke. Im April 1845 brannte der provisorische Holzbahnhof ab und wurde, wiederum als Provisorium, durch eine Stationshütte aus dem elsässischen Ribeauvillé ersetzt.

Es dauerte noch ein Jahr bis Basel an der Lottergasse – dort, wo im Schellenwerk des Predigerklosters die «lottrigen» Personen eingesperrt waren – seinen französischen Bahnhof einweihen konnte, ein aus rotem Sandstein gebautes Gebäude mit einer schlossähnlichen klassizistischen Eingangsseite. Der Schienenweg führte vom Bahnhof aus nach Norden durch ein Eisenbahntor in der versetzten Stadtmauer, welches der Basler Architekt Melchior Berri entworfen hatte. Er schuf das Tor als Treppengiebel mit Wehrgang und einem schweren, schmiedeeisernen Fallgatter, welches jeden Abend um 21 Uhr nach der Einfahrt des letzten Zuges aus Strassburg geschlossen und jeden Morgen um 5.30 Uhr vor der Abfahrt des ersten Zuges wieder hochgezogen wurde. Über den wehrhaften Zinnenbogen führte eine Aussichtstreppe. Damen im Reifrock, Herren im Anzug und Zylinder und Heerscharen von Kindern pilgerten dorthin, um die dampfenden Ungetüme aus dem Elsass zu sehen. Auf der obersten Zinne sass auf einem Podest die Figur eines eidgenössischen Kriegers, «welcher unter der aufgehobenen Hand hindurch nachdenklich gegen Frankreich blickt», wie es der Kunsthistoriker Jacob Burckhardt einmal schrieb.

Das Bahnhofgebäude selbst musste den Reisenden bekannt vorgekommen sein. Es war das gleiche wie jenes in Mulhouse, erbaut nach Plänen von Jean-Baptiste Schacre, dem langjährigen Stadtarchitekten von Mulhouse und vor allem bekannt durch seine sakralen Bauten. Die anfängliche Skepsis gegenüber dieser neumodischen Technik wich einer fast schon euphorischen Begeisterung. Sie eroberte die Basler Herzen im Flug – oder wohl eher im Dampfmaschinentempo. Tatsächlich erfüllte der Französische Bahnhof eine verhältnismässig kurze Zeit seine Aufgabe, obwohl er jedes Jahr über 50'000 Fahrgäste aufnehmen und in seinen Hallen gegen zweieinhalb Millionen Zentner Güter abgefertigt werden konnten. Bereits vierzehn Jahre nach seiner Eröffnung begannen die Bauarbeiten für einen neuen Bahnhof beim Elisabethen-Bollwerk, und fünfzehn Jahre nach dem ersten Zug fuhr der letzte in den Pionierbahnhof St. Johann ein.

Das neue Kinderspital an der Ecke Schanzenstrasse/Spitalstrasse

Schällemätteli damals (oben) und Baugrube heute.

Ein neues Gefängnis

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts herum erfuhr Basel einen grossen Modernisierungsschub. Es wurden Brücken gebaut, Bahnhöfe und Spitäler. Da wollte die Stadt auch im Strafvollzug nicht hinten anstehen. Der Elsässer Bahnhof stand leer, einen neuen Verwendungszweck konnte für das Gebäude nicht gefunden werden. Für das Areal selber hatte die Stadt allerdings sehr wohl Pläne: Sie liess die alte Bahnhofstation kurzerhand abreissen und baute an gleicher Stelle die Strafanstalt Schällemätteli.

Nun zuallererst und vorneweg: Was soll denn dieses klangmalerische «Schällemätteli» überhaupt? Die geradezu liebevoll klingende Bezeichnung der Basler für eine Anstalt, in der es alles andere als lieblich zugeht, kommt von «Schallen» oder «Schallenwerk». Wer wissen will, was gemeint ist, erinnere sich an die heute noch gebräuchliche «Handschelle». Die war früher mit Glocken oder eben Schellen gespickt. Im Fall der armen Schlucker in Basel wurde ihnen – wie dem «lieben» Vieh – eine Glocke um den Hals gehängt, wenn man sie zum Arbeiten ausserhalb der Gefängnismauern schickte. Das Gebimmel der Schellen sollte sie daran hindern, sich aus dem Staub zu machen.

Konzipiert wurde die Haftanstalt 1864, zu einer Zeit, als man noch davon ausging, Straftäter könnten in mönchischer Einzelhaft zu reuigen Sündern bekehrt werden. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts fingen auch die Europäer mit dem Bauen von so genannten Panoptikumsgefängnissen an, nach dem Vorbild des Eastern Penitentiary in Philadelphia. Die eigentliche Idee des Panoptikums, des «alles Schauens» und somit der totalen Kontrolle ist allerdings keine amerikanische, sondern die Erfindung des britischen Philosophen Jeremy Benthams. Das Konzept des Panoptikums erachtete er als besonders geeignet für Gefängnisse, aber auch für, man lese und staune, Fabriken. Allen Bauten des Panopticon-Prinzips ist gemeinsam, dass von einem zentralen Ort aus alle Fabrikarbeiter oder Gefängnisinsassen beaufsichtigt werden können. Von diesem Konstruktionsprinzip erhoffte sich Bentham, dass sich die so Überwachten regelkonform verhalten werden, da sie jederzeit davon ausgehen mussten, beobachtet zu werden. Dies führe vor allem durch die Reduktion des notwendigen Personals zu einer massiven Kostensenkung im Gefängnis- und Fabrikwesen, denn das Verhältnis zwischen effektiv geleisteter Überwachungsarbeit und erzeugter Angst, beobachtet zu werden, sei sehr hoch. In einem solchen Gebäude funktioniert alles nach dem Prinzip: Der Wächter sieht alles, der Gefangene nur Wände. Diese Bild des «Busshauses» mit einem zentral liegenden Wachturm und strahlenförmig abgehenden Zellentrakten kennen wir heute in der Schweiz zum Glück nur noch aus alten amerikanischen Filmen.

Wenn auch nicht ein Panoptikumgefängnis der «reinen Lehre», so wies das Schällemätteli trotzdem viele Elemente dieser Bauweise auf. Architekt war der erst 26-jährige Robert Moser, der mit seinem Entwurf aus 15 Konkurrenten siegreich hervorging. Innerhalb einer quadratischen Umfassungsmauer mit vier Wachhäusern in den Ecken befanden sich die Gebäude der Strafanstalt. In der Mitte stand der Aufsehertrakt mit der Anstaltskirche, davon strahlten drei Zellentrakte, T-förmig in drei Richtungen aus. Damit hatte man vom Aufsehertrakt aus Einblick in die drei Zellengebäude. Am vierten Flügel befand sich das villenartige Verwaltungsgebäude.

Vorbei waren die Zeiten der Gemeinschaftshaft, es gab 114 Einzelzellen, eine jeweils knapp fünf Quadratmeter gross. Dies wurde als grosser Fortschritt betrachtet und auch punkto Zellenkomfort war das Gefängnis bemerkenswert ausgestattet: Die Zellen verfügten über ein Bett und waren beheizbar. Zudem bekamen die Häftlinge dreimal täglich zu essen, wenngleich es natürlich meistens Suppe gab und lediglich einmal in der Woche Fleisch – ein Menüplan, der sich wohl kaum von einem Basler Arbeitertisch unterschied.

Im Jahr 1952 wurde das Schällemätteli im Innern umgebaut, galt allerdings schon damals als ungeeignet für einen zeitgemässen Strafvollzug. «Da kommt man leichter raus als rein» kommentierte die Bevölkerung Mitte der Achtzigerjahre die regelmässigen Ausbrüche aus der Haftanstalt. Zeitungsartikel aus jener Zeit berichten über Fluchtversuche mit Leitern, Seilen, ja sogar ein indischer Turban diente als Fluchthilfe. Ein Häftling machte Schlagzeilen, weil er auf einem Antennenkabel sechs Meter über dem Boden nach draussen balancierte. 1982 wurden die letzten Gefangenen aus dem Schällemätteli entlassen oder in die interkantonale Haftanstalt Bostadel verlegt. Aus schierer Platznot musste es aber nach nur fünfjähriger Stilllegung mit einer schleunigst eingeleiteten und einer mehr schlecht als recht ausgeführten Sanierung wieder geöffnet werden. Die Behörden

wollten das Relikt für jene wachsende Zahl von Menschen zur Verfügung haben, die an Stelle einer Geldstrafe lieber einige Tage hinter schwedischen Gardinen sitzen.

Im Jahr 2001 kam dann die endgültige Schliessung. Trotz der vielen grösseren und kleineren Renovationen und Erneuerungen war eine weitere Verwendung als Gefängnis nicht mehr gegeben, vor allem auch deshalb, weil es den entsprechenden Normen der Europäischen Menschrechtskonvention nicht mehr entsprach. Anders als beim Elsässer Bahnhof waren nun immerhin 140 Jahre ins Land gegangen, bis sich die Stadt einmal mehr die Frage stellen musste: was machen mit einem Gebäude, welches nicht mehr gebraucht wird? Im Richtplan des Kantons war zwar der Umgang mit dem denkmalwürdigen Schällemätteli geregelt. Zumindest die Gebäudestruktur sollte als schützenswerter Bau zwingend erhalten bleiben, während die Eckbauten – die früheren Wachhäuser – gegebenenfalls abgerissen werden könnten. Es zeigte sich aber, dass diese Regelung jede weitere Neunutzung des Geländes verunmöglichen würde. Die kreuzförmige Anlage des Gefängnisses und die Aufreihung von Einzelzellen im Innern, machten jeder sinnvollen Nutzung jenseits der ursprünglichen Bestimmung schnell einmal einen Strich durch die Rechnung. Auch die Studie der Architekten Herzog & de Meuron, welche die Anlage als eine Art «Altstadt-Kern» im Geviert beurteilten und die Idee eines Hotels im Sinne des «Au violon» im Lohnhof ins Spiel brachten, wurde als nicht umsetzbar verworfen.

Ein 70 Meter hoher Leuchtturm der Wissenschaft soll es werden.

Modern, mächtig, unerlässlich für Basel: Nach langem Warten verfügt Basel seit dem Jahr 2000 nebst dem Biozentrum nun endlich über ein weiteres, grosses Gebäude für die Naturwissenschaften der Universität; dasjenige des Pharmazentrums an der Klingelbergstrasse. Obwohl zwischen den beiden Bauten zeitlich dreissig Jahre liegen, ergänzen sie sich architektonisch auf ideale Art und Weise. Der Architekt Andrea Roost hat die ursprüngliche Idee einer Erweiterung des Biozentrums aufgegriffen und eine Einheit zwischen Pharma- und Biozentrum entstehen lassen. Über den Standort gab es nie grosse Spekulationen, denn schon in den 1980er-Jahren war klar, dass das Pharmainstitut im Umfeld der Fakultätszentren der Naturwissenschaften gebaut werden soll. Für den

Standort sprach zudem, dass Basel im Gegensatz zu anderen Kantonen vorsah, eine Stadtuniversität zu bleiben und aufgrund dieser Absicht die Universität nicht ins Grüne auszulagern. Die Nähe zum Biozentrum gibt zudem die Möglichkeit zu interdisziplinären Projekten. Zusammen bilden die beiden Zentren das Herz der Wissenschaften, die sich mit dem Leben befassen.

Doch heute tönt es etwas anders. Nein, das Pharmazentrum genügt selbstverständlichen, neuesten Standards der Forschung. Das Biozentrum hingegen, die grosse Schwester, ist in die Jahre gekommen, sie hat Falten und Risse, ein reines Facelifting wäre eine kurzfristige, sinnlose Massnahme, denn das einstige Vorzeigeinstitut der Universität fällt neben dem neuen Pharmazentrum schon rein gebäudetechnisch ab. Im Jahr 2008 machten die Regierungen beider Basel vorwärts und haben jeweils einen Projektierungskredit von 11 Millionen Franken beantragt, um das der Life-Sciences-Forschung gewidmete Institut gleich nebenan, auf dem Areal des Schällemättelis, neu zu bauen. Laut dem Basler Baudirektor Hans-Peter Wessels handle es sich um das grösste Hochbauprojekt, das der Kanton je realisiert habe. Es sei «eine Riesenkiste», so der Regierungsrat, weshalb das Projekt mit dem Baselbiet realisiert werden soll, ein Drittel der Kosten übernimmt zudem der Bund. Die Kooperation zwischen den Kantonen wurde Ende April 2010 von den Regierungsvertretern beidseits der Birs in den höchsten Tönen gelobt. Vergessen waren die Querelen um den Projektierungskredit und der deftige Nachbarschaftsstreit wegen der Arbeitsvergabe.

Doch jetzt, kaum ein halbes Jahr später, ziehen neue düstere Wolken am Finanzierungshimmel auf. Das Gebäude soll ja bekanntlich bis 2015 fertiggestellt sein, dafür braucht es Geld, viel Geld. Da mutet es nun doch eher seltsam an, dass Baselland gemäss aktuellem Budget in den Jahren 2012 bis 2014 keinerlei Gelder für dieses Geschäft eingeplant hat. Einzig die Projektierungskosten, die der Landrat bereits im Juni 2009 genehmigt hatte, und die in diesem Jahr anfallen werden, sind aufgeführt. Baselland könnte sich auch vorstellen, dass ein privater Investor den Baselbieter Anteil übernimmt, und sich der Kanton im Neubau quasi einmieten müsste. Selbstverständlich wäre für den Kanton auch ein Mäzen vorstellbar. Erziehungsdirektor Eymann hat zwar Verständnis für die finanziellen Probleme des Partnerkantons, die Idee einer Fremdfinanzierung beurteilt er aber kritisch. Verzögerung auf alle Fälle will er nicht in Kauf nehmen. «Die Universität braucht den neuen Life-Sciences-Bau dringend.»

Bei der Kreuzung Schanzenstrasse/Spitalstrasse sind die deutlichen Veränderungen nicht zu übersehen: Das Universitäts-Kinderspital ist fertiggestellt, das alte Gefängnis Schällemätteli ist abgerissen und gibt den Blick frei auf das sanierungsreife Biozentrum. Das Vorzeigeprojekt des neuen Life-Sciences-Zentrums der Universität Basel ist in der Pipeline. Sein riesiger Kubus von 70 Metern Höhe wird wohl mit seiner gewaltigen Masse die kleine Rasenfläche auf der anderen Seite der Spitalstrasse in den Schatten stellen. Diese von Bäumen umsäumte Grünfläche wurde zu Ehren des verstorbenen Basler alt Bundesrates Hans Peter Tschudi zum «Tschudi-Park» veredelt. Bis zum Baubeginn ermöglicht ein Metallsteg einen kontrastreichen Rundblick vom Park über die bunten Fassadenbänder des Kinderspital-Neubaus bis zu den hässlichen Rückseiten der bestehenden Bauten des Biozentrums, die bis zum Abbruch des Gefängnisses hinter hohen Mauern verborgen waren.

Das neue viergeschossige Kinderspital, mit seinen je nach Standort mehrfarbig schillernden Brüstungsbändern, wird im Hochhaus einen städtebaulichen Gegenpol erhalten. Damit setzt sich die Neugestaltung des vorderen St. Johann und zugleich die Expansion der Universität in den Stadtraum fort: Das Klinikum 1 des Unispitals, erbaut 1946, gilt international als Meilenstein der Spitalarchitektur. Daran schliesst sich der OP-Erweiterungsbau von Gmür und Vacchini von 2003 an. Gegenüber besticht seit 1998 die grün verglaste Spitalapotheke von Herzog & de Meuron. Der Turmbau selber, so sind zumindest die Planer überzeugt, wird ein architektonisches Schmuckstück der Stadt werden: Die Universität wird mit diesem markanten Bau im wahrsten Sinne des Wortes sichtbarer werden. Die Ansprüche sind hoch, will man doch in der Riege der weltweit wichtigsten Forschungsstandorte ganz vorne mitmischen – ein baulicher Akzent allein genügt hier aber bei Weitem nicht.

Verwendete Literatur

Billerbeck, Ewald: Basel. St. Johann. Der Reiseführer. Zwischen City, Campus und Kannenfeld, Basel: Christoph Merian Verlag, 2010.
D'Aujourdhui, Rolf: Der Archäologische Park am Murus Gallicus, Basler Stadtbuch 1993, Basel: CMS Verlag, 1994.
Diverse Artikel aus dem Archiv der Basler Zeitung
Informationen aus: de.wikipedia.org
Pecinska, Ursula (Hrsg.): Basel: Visionen und verpasste Chancen, Basel: Schwabe Verlag, 2000.
Teuteberg René, Basler Geschichte, Christoph Merian Verlag Basel, 1986
Vögltin, Hans Rudolf, Das St. Johann-Quartier, Stadtbuch 1983, Christoph Merian Verlag, Basel 1984